

Freitag, 5. November 2021, 19.30 Uhr

Yalda

Frankreich/Deutschland 2019

Länge: 89 Minuten

FSK: 12/f.

Regie/Buch: Massoud Bakhshi

Kamera: Julian Atanassov

Schnitt: Jacques Comets

Darsteller: Sadaf Asgari (Maryam) · Behnaz Jafari (Mona) · Babak Karimi (Ayat) · Fereshteh Sadr Orafaee (Mutter) · Forough Ghajebeglou (Keshavarz)



Kurzkritik

Eine junge iranische Frau, die ihren viel älteren Ehemann erschlagen hat und zum Tode verurteilt wurde, erhält die Chance, am Yalda-Fest in einer Reality-TV-Show die Tochter des Toten um Vergebung zu bitten; die Zuschauer stimmen dann für oder gegen ihre Hinrichtung ab. Das kammerpielartige Drama begnügt sich nicht mit der Kritik an patriarchalen Machtstrukturen zwischen Eheleuten im Iran, sondern weitet den Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und wirft überdies ein irritierendes Licht auf Soziale Medien, die sich bestens mit antidemokratischen Tendenzen und autoritären Systemen vertragen. - Sehenswert ab 16.

Kritik – Langfassung

Ein Fernsehturm erstrahlt vor der leuchtenden Nachtkulisse einer Metropole und ihren mehrspurigen Autobahnen. Die Überblendungen auf den belebten Verkehr und die ihn säumenden kühlen Glasbauten erschaffen eine Atmosphäre globalisierter Gesichtslosigkeit. Aus dem anonymen Stadtbild gerät ein Polizeifahrzeug in den Fokus der Kamera, dessen Fahrt vor einem modernistischen Gebäude endet. Es stellt sich als Fernsehstudio heraus, in das drei verschleierte Frauen eilen, eine von ihnen in Handschellen.

Von Beginn an spielt Regisseur Massoud Bakhshi mit den Anklängen seines Gesellschaftsdramas und macht „Yalda“ so zu einer dystopischen Vision, deren Kritik über die politische Situation des heutigen Irans hinausreicht. Der Film zeigt, dass eine liberale, westlich konnotierte Wirtschaftsordnung und autoritäre, religiöse Sozialstrukturen keinen Widerspruch darstellen. Im Gegenteil: Beides scheint sich gegenseitig zu stützen, wenn die Bürger über soziale Medien eingebunden werden.

Das persische Yalda-Fest feiert mit der Wintersonnenwende am 21. Dezember die längste und dunkelste Nacht des Jahres. Die Hoffnung auf das Licht und das soziale Miteinander stehen dabei im Mittelpunkt. Für die beliebte Live-Sendung „Freude der Vergebung“ fällt die Ausstrahlung somit auf ein symbolträchtiges Datum: Das Millionenpublikum vor den Fernsehgeräten wird wie immer mit einer zum Tode verurteilten Person konfrontiert, die bei Angehörigen der Geschädigten um ihr Leben flehen muss.

Das Ergebnis kann dabei ebenso düster ausfallen wie die ausgebreiteten Verbrechen. Aus hunderten Fällen besitzt diesmal die junge Mariam (Sadaf Asgari) das zweifelhafte Privileg, sich vor laufender Kamera mit einer demütigen Performance retten zu können, während die Zuschauer mit ihren Mobiltelefonen für oder gegen ihre Hinrichtung abstimmen.

Unter einem rötlichen Schleier, der ihre verletzligen Gesichtszüge rahmt, tritt immer wieder Mariams entschlossener Blick hervor, dem Kameramann Julian Atanassov in nahen Einstellungen Raum gibt, während um sie herum Enge herrscht. Aufnahmeleiterinnen, Wärter oder Miriams aufdringliche Mutter bilden mit ihren Körpern regelrechte Mauern um die junge Frau herum und entfalten ihre tragische Geschichte in einem Kammerpiel, wie man es aus den Filmen von Asghar Farhadi kennt.

Doch im Unterschied zu Farhadis eher theatralen, zurückgenommenen Szenen mischen sich in „Yalda“ ständig Fernseh- und Handybildschirme in die Choreografien der aufgestachelten Protagonisten – so sehr, dass der Film selbst stellenweise seine äußere Rahmung zu verlieren

droht: Als Mariam schließlich auf Sendung geht, scheint es nur noch das Reality TV zu geben, so eifrig geben die Filmbilder sich dem Pathos der weinenden Figuren hin.

Der kritische Blick verbirgt sich in der Konstruktion der Geschichte und deren unerwarteter Fokus-Verschiebung von einem jungen, weiblichen Opfer patriarchaler Machtstrukturen hin zu einer sehr viel ambvalenteren Betrachtung von gesellschaftlichen Ausbeutungsverhältnissen. Mariams Verurteilung gründet in einer aus einer impulsiven Handlung heraus verübten Notwehr gegenüber ihrem 40 Jahre älteren Ehemann, der zuvor ihr Arbeitgeber war. Anstatt diese Konstellation auf den sexuellen Übergriff zwischen zwei Personen zu reduzieren, tritt der Film einen Schritt zurück und nimmt vor allem Klassenunterschiede in den Blick, die zu Ohnmacht und Gewalt führen. Dazu kommt eine fundamentalistische Sozialisation, die Bedürfnisse nach Individualität und Autonomie im Keim erstickt.

Das zeigt sich insbesondere im Fehlen weiblicher Solidarität. Als Mariam in der Sendung der fast gleichalten Tochter ihres toten Mannes gegenübertritt, schlägt ihr nichts als Verachtung entgegen. Auch die Komplizenschaft ihrer eigenen Mutter mit der Ausbeutung durch ihren toten Ehemann gibt zu denken und zeichnet die ungerne betrachtete strukturelle Einbindung von Frauen in patriarchale Gewaltverhältnisse nach.

In solchen Momenten erinnert „Yalda“ an das genau beobachtete Drama „Die perfekte Kandidatin“ von Haifa Al Mansour. Dort werden Gegensätze zwischen fortschrittlicher Moderne und religiösem Archaismus in ähnlicher Weise durch strikte Geschlechtertrennung und glänzende Shopping Malls aufgelöst. „Yalda“ entfaltet darüber einen beträchtlichen Sog und weist in seiner Medienkritik zugleich über den islamischen Kontext hinaus. Ähnlich wie der Gewinner des „Goldenen Bären“ bei der Berlinale 2020, „There is no evil“ von Mohammad Rasoulof, steht gleichwohl die Kritik an der exzessiv verhängten Todesstrafe durch das iranische Regime im Fokus.

„Yalda“ zeichnet sich dadurch aus, dass er die zentrifugale Kraft der Medien in seine politische Kritik miteinbezieht und damit einen globaleren Punkt von großer Dringlichkeit anspricht: die antidemokratischen Tendenzen, welche sich aus der Kopplung von Affektpolitik und sozialen Medien ergeben. Die grenzauflösenden Technologien scheinen in der Wiederkehr des Autoritären nicht ihr Ende, sondern vielmehr ihre Balance gefunden zu haben. „Yalda“ zeigt dies eindrücklich und entwirft damit eine düstere Zukunftsprognose, nicht nur für den Iran. Dem setzt der Film durch das nuancierte Spiel seiner Protagonistin Würde und Widerständigkeit des Einzelnen entgegen, in der Unaufdringlichkeit ihres präsenten Blicks.

Silvia Bahl, FILMDIENST.DE

Der nächste Termin: Freitag, 17. Dezember 2021, 19:30 Uhr

Corpus Christi

Polen 2019 - Regie: Jan Komasa

Ein in der Haft bekehrter junger Mann wird nach Ostpolen aufs Land geschickt, wo er sich in einem Sägewerk bewähren soll. In dem fremden Dorf gibt er sich als Priester aus und übernimmt die Stelle des erkrankten Pfarrers, was sich als Glücksfall entpuppt, da er nach einem tragischen Unglück die aufgebrachte Atmosphäre mit unkonventionellen Mitteln zu befrieden versucht. Das mit kühler Sachlichkeit inszenierte Drama erinnert an die Filme von Robert Bresson und entwirft ein differenziertes Zeitbild der polnischen Gesellschaft, die mit moralisch-ethischen Herausforderungen ringt. - Sehenswert ab 16.